

## Die christliche Predigt von Gericht und Gnade

„Gericht und Gnade in Predigt und Unterricht“ scheint – auf den ersten Blick wenigstens – ein Thema aus der „praktischen“ Theologie zu sein, denn es handelt von der eminent praktischen Frage, was die Kirche in Predigt und Unterricht zu sagen, welche Botschaft sie weiterzugeben und den Menschen der Gegenwart auszurichten habe. Ein Thema also für „Praktiker“ der Kirche, die sich den Aufgaben der Predigt und des Religionsunterrichtes widmen und ihnen täglich konfrontiert sind. Ich selber, der ich in der wissenschaftlichen Arbeit stehe, kann also nur *cum grano salis* über diesen Vollzug sprechen, und zwar insofern, als ich persönlich der festen Überzeugung bin, daß auch alle recht-verstandene Arbeit der Theologie letztlich keinen anderen Sinn, kein anderes Ziel haben darf als das, uns die Notwendigkeit und unausweichliche Dringlichkeit des sachgemäßen Redens von Gericht und Gnade deutlich zu machen. Ich kann also weniger davon ausgehen, wie ich persönlich in Predigt und Unterricht Tag für Tag von Gericht und Gnade spreche, als von der Frage, wie ich aus der beständigen Begegnung mit der Bibel und mit der Geschichte der Kirche heraus dieses Problem sehe und daran mitarbeiten möchte, daß es uns einerseits bewußt bleibt, und wir andererseits in jeder neuen Zeit neu an seiner Bewältigung arbeiten.

Ein Blick auf die Geschichte der Kirche zeigt uns sehr schnell, daß das rechte Reden von Gericht und Gnade nichts Selbstverständliches war und ist, sondern daß die Kirche zu vielen Zeiten von der Gefahr bedroht war, ihre eigene Sache zu vergessen bzw. hintanzustellen und andere Dinge zu sagen und zu tun, von denen sie meinte, sie seien weit dringlicher und wichtiger als die Predigt von Gericht und Gnade. Wenn ich mich nicht ganz täusche, leben wir auch heute in einer Zeit, in der dieses Thema nicht auf breiteste Zustimmung rechnen kann. Innerhalb der Kirchen selbst werden Stimmen laut, die uns suggerieren wollen, man möge doch endlich die alten Gerichts- und Gnaden-Zöpfe abschneiden, um zur heutigen Welt, zu den Fragen der Gegenwart durchzustoßen. Es hat durchaus etwas Verfängliches an sich, wenn dabei gefordert wird, mit der alten, verstaubten Dogmatik aufzuräumen und

dafür alle Kraft an die Gesellschaftstherapie und den Öffentlichkeitsauftrag der Kirche zu setzen.

Wir haben gerade wieder Reformationsgedenken gefeiert. Wenn es mehr war als eine pietätvolle Routineübung, sollte es uns die Frage auf die Seele gebrannt haben: wie steht es heute mit der reformatorischen Ur-Frage: mit der Frage nach dem gnädigen Gott?

Wer meint, er könne diese Frage für belanglos erklären oder sie durch die Frage nach dem „gnädigen Nächsten“ ersetzen, mag durchaus eine in unserer Zeit vorhandene Stimmung richtig sehen und wiedergeben. Aber die entscheidende Frage für die Kirche ist und war nie die, ob sie die Stimmung ihrer Zeit richtig einschätzte und dann bei ihrer „Programmgestaltung“ auch entsprechend berücksichtigte. Wo immer Kirchen meinten, das tun zu müssen, haben sie allzu schnell vergessen und übersehen, daß sie dabei nicht etwa ihrer Zeit besonders nahe kamen, sondern im letzten an dieser Zeit vorbeilebten und ihr das entscheidende Wort schuldig blieben.

Die Predigt von Sünde und Gnade, davon wollen wir ausgehen, ist zu keiner Zeit der Kirchengeschichte eine Selbstverständlichkeit gewesen. Sie ist es darum auch heute nicht. Das biblische Wort von Gericht und Gnade wächst nicht auf dem Boden unserer natürlichen Frömmigkeit und Religiosität, sondern muß sich – von Gott herkommend – immer gegen unsere ganz andersartigen Tendenzen bemerkbar machen und durchsetzen. Es ist ein Wort, das uns da, wo es uns erreicht, in der Abwehrhaltung gegenüber Gott und Seinem Gericht (und Seiner Gnade) trifft.

Es ist – anders gesagt – ein „verbum alienum“, nicht ein in uns liegendes „verbum proprium“, das wir nur jeweils aus uns herausholen und weitergeben müßten. Es steht uns nicht zur Verfügung, sondern muß uns immer neu gesagt und von außen her über-eignet werden.

Darum ist die Frage nach der rechten Predigt von Gericht und Gnade keine theologische und kirchliche Frage neben vielen anderen, sondern die Ur- und Zentralfrage der Kirche, die Frage nach ihrem Auftrag und ihrem Selbstverständnis.

Für die lutherischen Kirchen ist sie von ihren ersten Anfängen an die „Frage aller Fragen“ gewesen, da sie ihren Ursprung in der unerbittlichen Frage nach dem gnädigen Gott haben. Ich halte es für ein sehr bedenkliches Zeichen, wenn heute auch diese Kirchen nicht mehr genau wissen, wozu sie eigentlich da sind und was sie in der Gegenwart sagen sollen. Wenn sie beginnen, sich quasi dafür zu entschuldigen, daß sie

diejenigen Fundamente, denen sie ihr Dasein verdanken, heute noch hochhalten und gegen den stürmischen Zeitgeist mit seinen ganz andersartigen Forderungen bewahren wollen.

Es wäre eine arge Selbsttäuschung, wenn auch wir in den lutherischen Kirchen eines Tages der Meinung wären, wir müßten uns entweder dem Zeitgeist anpassen, der weder vom Gericht noch von der Gnade etwas hören will, oder wenn wir zu dem Schluß kämen, es lohne sich nicht mehr, unsere Stimme im großen ökumenischen Chor, in dem zahllose theologische Meinungen und Stimmen ertönen, überhaupt noch deutlich zu Gehör zu bringen.

Wir müssen uns vielmehr darüber im klaren sein, daß sich an unserer Stellung zu dieser Frage für unsere Kirchen schlechthin alles entscheiden wird. Und zwar nicht in dem Sinne, daß wir auf „stur“ schalten, um ein konfessionelles Fündlein nicht aufgeben zu müssen, sondern im Sinne der Alternative, ob wir uns für Gottes Wort an uns entscheiden oder es durch Menschenworte ersetzen wollen.

Menschenworte sind Worte, die wir uns selber aus unserem Eigenen heraus sagen können, Worte, für die es keiner Offenbarung, keiner göttlichen Kondeszendenz bedarf, Worte, mit denen wir uns selber über unseren Zustand orientieren und – wie man heute so treffend sagt – informieren, um dann zu meinen, wir seien wirklich zureichend über unsere wahre Lage aufgeklärt.

An Martin Luther können wir in diesem Zusammenhang das eine lernen, daß seine Theologie, da wo sie ihr Zentrum, ihr „Herz“ hat, nicht aus Selbst-Aufklärung besteht. Sie lebt von einem „fremden“ Wort, das sich niemand selber sagen kann, von einem Wort, das allem, was wir über uns selber meinen, diametral entgegensteht: das die menschliche Werkgerechtigkeit als Feindschaft gegen das Evangelium entlarvt und die scheinfromme Demut vor Gott in Hochmut verwandelt. Das uns nur sagen kann, daß wir vor Gott schlechthin Verworfenen sind, die sich im ganzen verfehlt und ihre Existenzberechtigung vor dem Dreimalheiligen für immer verwirkt haben. Wahrlich, es hätte keine Reformation gegeben, hätte nicht Gott einen bestimmten Menschen, nämlich Martin Luther, diese Erfahrungen in tiefster Einsamkeit und Verzweiflung durchleiden lassen.

Wir haben uns zu sehr daran gewöhnt, das Christentum in ein paar belanglose religiöse Sanftheiten zu verwandeln, als daß wir die ursprüngliche Wucht und Kraft dieser Erfahrung noch schätzen oder für uns selber praktizieren könnten. Wir schielen dafür mit beiden Augen nach

dem Zeitgeist und versuchen alles, um ihn ja nicht zu gering zu bewerten und in unserer Predigt und unserem Unterricht nicht zu kurz kommen zu lassen.

Aber sind wir nicht gerade dadurch schwach und hilflos geworden?

Die Gefahren unserer Gegenwart bestehen – im Gegensatz zu denen, die für das Spätmittelalter und für Martin Luther virulent waren – für gewöhnlich nicht mehr darin, daß wir einer irreführenden Selbst- und Werkgerechtigkeit verfallen wären, um von dieser das Heil zu erwarten, das uns nur Gott durch Jesus Christus schenken kann. Wenn wir heute von Gericht und Gnade sprechen, dann müssen wir das im Kontext unserer eigenen Zeit tun. Denn die Botschaft vom richtenden und rettenden Gott trifft nie ins Blaue oder Leere, sondern immer auf konkrete Menschen mit bestimmten Erfahrungen.

Unser heutiger Erfahrungs-Hintergrund ist nicht das werksüchtige Mittelalter, sondern die säkularistische Neuzeit, die den Menschen dadurch zu befreien vermeinte, daß sie ihn aller theonomen Bindungen entledigen wollte. Für unsere Welt ergibt sich Gottes Gericht weniger aus unseren selbstgewählten frommen Werken, als aus unseren selbstgewählten unfrommen Wegen, weniger aus der werkbezogenen Ableitung von Ansprüchen gegenüber Gott, als aus der indifferentistischen Gleichgültigkeit gegenüber Seinem Gericht und Seiner Gnade. Wir spielen weniger Werke und Gnade gegeneinander aus als Autonomie und Theonomie. Wir wollen uns nicht durch Werke an Gott binden, sondern durch religiöse Emanzipation von Ihm loskommen, uns auf eigene Füße stellen. Aber der auf eigenen Füßen stehende, religiös emanzipierte Mensch ist im tiefsten Grunde ja gar kein wesentlich anderer als der, der meinte, mit Hilfe seiner guten Werke auf festem „eigenem“ Boden stehen zu können!

Die neuzeitliche Ideologie der Autonomie des Menschen hat ihn ja nicht aus vermeintlichen religiösen Bindungen befreit, sondern – ganz im Gegenteil – ihn in die Ketten von Ideologien und Weltanschauungen gelegt, ihm keine wahre, sondern eine bedrückende Freiheit gebracht, vor der er sich letztlich nur ängstigt. Dieser nur zum Schein und niemals wirklich und real emanzipierte Mensch ist heute in vielen Fällen das Gegenüber zum Evangelium. Mit diesem Menschen haben wir es weithin (wenn auch nicht in allen Fällen) zu tun. Ihm sollen wir Gericht und Gnade predigen. Wie sollen wir ihm beides sagen, und zwar so, daß er niemals das eine ohne das andere, sondern immer beides miteinander hört? Gottes Gericht trifft uns immer dort, wo wir konkret Sün-

der sind. Es ergeht nicht in der Form einer zeitlosen Wahrheit oder religiösen Parole, sondern in der Gestalt eines klaren Wortes, das unsere aktuelle Situation trifft.

Man kann es daran relativ leicht von Menschenworten unterscheiden, daß es immer zuerst ein Mahnwort und ein Bußruf an die Kirche selber ist. Es hat prophetischen, nicht primär sachlich-informierenden Charakter. Noch heute unterscheidet sich falsche von wahrer Prophetie mit dadurch, daß die falsche Prophetie keinen Schaden in der Kirche sieht, während die wahre Prophetie „am grünen Holze“ ansetzt und dessen Fäulniszustand aufzeigt. D. h. mit anderen Worten: jedes Gespräch über die Predigt von Gericht und Gnade setzt – wenn es hilfreich und fruchtbar sein soll – ipso facto voraus, daß wir aufgrund des göttlichen Wortes mit der Selbstbesinnung beginnen. Daß wir uns fragen, was uns so zaghaft und vorsichtig gemacht hat, eindeutig über Gericht und Gnade zu predigen, was uns dazu verleitete, an dieser entscheidenden Stelle leise zu treten oder stumme Hunde zu werden, nach Aktuellem zu jagen, ohne dabei zu merken, daß gerade diese Sucht es ist, die uns so erbärmlich un-aktuell macht.

Denn nichts läßt die Kirche un-aktueller werden, als daß sie um jeden Preis aktuell sein möchte!

Wie oft haben das gerade die deutschen Kirchen in ihrer Geschichte gewollt – um gerade in entscheidenden Situationen ohne das lösende und richtungweisende Wort zu sein.

Vergessen wir nicht, daß die lutherische Theologie ihre unaustauschbare und damit unverlierbare Wurzel in der *theologia crucis* des Wittenberger Reformators hat, daß wir nur dann als lutherische Kirchen unserem Auftrag treu bleiben, wenn wir diese Wurzel niemals preisgeben oder gegen irgendwelche religiösen Parolen und Programme austauschen. Wer bei der *theologia crucis* bleibt, muß beim Gericht Gottes über den Menschen bleiben. Beides ist identisch miteinander. Wer vom Gekreuzigten spricht, kann vom Menschen nur als von einem Sünder sprechen. Wer Jesu Sterben am Kreuz nicht nur als Folge eines bedauerlichen Justiz-Irrtums, sondern als eine Tat Gottes versteht, kann menschliche Sünde nicht für eine Lappalie halten.

Die neo-mystische Imitations-Christologie der Gegenwart, die in Jesus lediglich den sehen will, der uns durch sein Verhalten gezeigt hat, wie man sich richtig verhält, droht uns den Zugang zum Gekreuzigten und damit auch zu Gottes Gericht zu versperren. Jesus als das Beispiel für ethisch richtiges Verhalten ist nicht mehr der Retter, den uns das Neue

Testament und unsere Passionslieder zeigen, der, der uns aus der Macht der Finsternis befreit (vgl. Kol. 1, 13).

Theologisch gesagt: es entscheidet sich in und an unserer Christologie, was wir sachlich über Gericht und Gnade zu verkündigen haben!

Daß Gott den einzig Gerechten für uns, die Ungerechten, sterben läßt und dem Tode preisgibt, das sprengt alle, schlechthin alle denkbaren ethischen Kategorien. Das liegt weit jenseits all unseres Tuns oder auch Nichttuns.

Wo die Kirche es nicht mehr wagt, von dieser Paradoxie aller Paradoxien auszugehen, wird sie zwar viel reden, aber wenig Belangvolles sagen können. Es kommt heute nicht darauf an, daß wir möglichst in jeder Predigt unseren höchst aktuellen Wissensstand unter Beweis stellen, indem wir zu allen Tagesereignissen etwas zu sagen haben. Das kann da und dort sein, darf aber niemals unser ureigenes Wort verdunkeln oder in den Hintergrund drängen.

Die Predigt vom Gericht Gottes über uns erscheint heute unmodern. Man wendet gegen sie ein, wir hätten doch ganz andere, viel vordringlichere Probleme. Wann aber, so möchte ich sehr ernst fragen, haben Menschen inner- und außerhalb der Kirche das etwa nicht gemeint? Wann haben Menschen das Wort vom Gericht Gottes über uns gerne und ohne innere Widerstände vernommen? Wenn wir heute bisweilen meinen, es sei an der Zeit, über dieses Wort endlich hinauszukommen, es für immer hinter uns zu lassen, so befinden wir uns damit nur in einer Gefahr, die die Kirche zu allen Zeiten bedroht und in den Irrtum geführt hat. Nicht umsonst hat Martin Luther für die Kirche nichts mehr gefürchtet, als daß sie eine „ecclesia triumphans“ werde und die theologia crucis hinter sich lasse, um sich der theologia gloriae zu verschreiben. Wer die Botschaft vom Gericht aus der christlichen Verkündigung streicht, wer den Crucifixus – im wörtlichen oder im übertragenen Sinne – aus der Kirche entfernt, der huldigt einer verderblichen theologia gloriae. Ich meine, es sei kein theologischer Luxus, heute auf diesen Sachverhalt hinzuweisen!

Ohne den Gekreuzigten wird unser Wort vom Gericht Gottes zu einer hohlen Phrase, zu einem leeren Gerede, das uns im Grunde nichts angeht. Ohne das Kreuz wissen wir nicht, wie es um uns vor Gott steht. Am Kreuz und durch das Kreuz zerbricht Gott alle unsere Illusionen über uns selbst – die frommen ebenso wie die gottlosen.

Das Kreuz erweist uns als die schlechthin Verworfenen, Unwürdigen, von Gott Abgefallenen.

Am Kreuz redet Gott die Wahrheit über unser Leben, die wir sonst nirgends erfahren, auch in der Tiefenpsychologie nicht. Ohne diese Wahrheit würden wir Gott, ändern und uns selber gegenüber immer nur in der Lüge leben.

Weil wir es mit diesem Wort oft nicht mehr wagen, müssen viele Menschen die vermeintliche Wahrheit über ihr Leben bei Psychoanalytikern, Lebensberatern und in modernen Import- (z. B. Yoga!) oder Pseudo-Religionen (z.B. Ufologie) suchen. Müssen sie ihre Lebens-Schuld verharmlosen und verdrängen, um sie gerade dadurch in ihrer bitteren Realität zu bestätigen. Wenn wir meinen, es sei heute nicht mehr opportun, von dieser Schuld zu sprechen; so lassen wir die Menschen allein, anstatt sie besser zu verstehen, als sie selber es vermögen.

Luther war der Überzeugung, daß wir nur über den Deus absconditus den Weg zum Deus revelatus finden. D. h.: daß der Gott gar nie finden kann, der nicht zuvor die Erfahrung gemacht hat, daß unsere eigene Suche nach Gott immer ergebnislos enden muß. Die Predigt vom Gericht Gottes über uns ist nichts anderes als der Hinweis darauf, daß es im Evangelium keinen Weg vom Menschen zu Gott hin gibt. Daß über allen unseren Versuchen ein göttliches „Nein!“ steht. Das erscheint uns heute immer noch so ärgerlich und töricht, wie es schon den Menschen des 1. Jahrhunderts erschien. Aber es hat nie ein anderes Evangelium gegeben als dasjenige, das Menschen als Ärgernis und Torheit empfanden.

Der Weg zur Gnade Gottes führt über die Predigt vom Gericht Gottes. Alle anderen Wege, die wir gehen wollen, sind theologische Schleichwege, sind – biblisch gesehen – illegale Pfade. Das ältere Luthertum hat um diese Dinge sehr klar gewußt, wenn es von „Gesetz und Evangelium“ sprach und beide – trotz aller Zuordnung – nicht miteinander vermengte bzw. diese Reihenfolge umkehrte. Denn eine solche Umkehrung kann nur zu schnell die Folge haben, daß das Gesetz dann gar nicht mehr in den Blick kommt bzw. unter den Tisch fällt.

Es hat keine psychologischen Gründe, daß wir diese gute Reihenfolge beibehalten. Wir tun es auch nicht, um einer konfessionellen Ideologie treu zu bleiben. Es geht uns vielmehr um das Evangelium. Und dieses Evangelium sagt uns deutlich, daß das Licht in die Finsternis hineinscheint, nicht in einen neutralen Raum, der nur einiger zusätzlicher Beleuchtung bedürfte. Luther hat es zeitlebens abgelehnt und verworfen,

Gottes Licht und Gnade nur als jenen Oberbau, als jene „gratia“ zu betrachten, die den Unterbau unserer „natura“ lediglich nach oben hin aufstocket und abrundet. Dieser Gedanke ist ihm unerträglich gewesen, weil er das Evangelium in ein quantitatives Schema preßt und die Sicht für die Tatsache verstellt, daß es keine Brücke zwischen unserer Schuld und Gottes Gnade gibt – außer der, die Gottes Gnade in Christus selber für uns schlägt. Darum ist der Ernst unserer Gerichtspredigt ein Testfall auf den Ernst unseres Bauens auf das Evangelium, allein auf die Gnade.

Wer Gottes Gericht über uns nicht mehr ernst nimmt, kann auch nie erfahren, was Gottes Gnade ist und bringt. Nicht umsonst hat Martin Luther neben dem Römerbrief kaum etwas in der Bibel mehr geschätzt als die Bußpsalmen. Und das durchaus nicht etwa als Ausdruck einer alttestamentlich-gesetzlichen Frömmigkeit, sondern als Wissen darum, daß Gottes Gnade nicht die Gerechten sucht und findet, sondern die Verirrten und Verlorenen. Man sollte gerade heute des öfteren Luthers dichterische Gestaltung des 130. Psalms in Form des Liedes „Aus tiefer Not schrei ich zu dir...“ lesen, um sich gegen die seichten Fluten des religiösen Ethizismus zu schützen und dadurch bei sich selber und bei anderen der irreführenden Verniedlichung von Gottes Gericht vorzubeugen.

Denn der religiöse Ethizismus – gleich, in welcher Gestalt er im einzelnen auftritt – ist von jeher der gefährlichste Feind des Evangeliums gewesen. Er verstellt uns in gleicher Weise den Blick für Gottes Gericht wie für Gottes Gnade, indem er uns mit uns selber beschäftigt und unser eigenes Tun so relevant macht, daß Gottes Tun daneben irrelevant wird.

Wir erfahren das heute bis weit in die Kirchen hinein, die bisweilen vor lauter Aktivitäten nur so sprühen, ohne zu merken, daß sie theologisch nur im Leerlauf fahren, so daß sie nicht wirklich vorankommen, auch wenn sie noch so viel Gas geben. Während immer mehr Menschen merken, daß die früher einmal so heißbegehrten Segnungen des modernen Säkularismus nichts anderes sind als kurzlebige, wesenlose Seifenblasen und gleichzeitig nach einem wesenhaften Wort fragen, lassen wir uns von der bösen Meinung fortreißen, es lohne sich heute nicht mehr, Gottes Gnade „beim Wort zu nehmen“, d. h. sie zum Mittelpunkt von Predigt und Unterricht zu machen.

Und dies zu einer Zeit, in der uns etwa die Tiefenpsychologie deutlich zu machen beginnt, daß die Grundfrage unserer menschlichen Existenz



die ist, wer bereit und in der Lage sei, uns bedingungslos und umfassend anzunehmen und zu bejahen!

Sicher, wir sind mit Recht etwas vorsichtig geworden mit der Gnade, seit uns Dietrich Bonhoeffer vor der „billigen Gnade“ nachdrücklich gewarnt und an die „teure Gnade“ erinnert hat. Aber der *abusus* darf uns nicht davon abhalten, den rechten *usus* zu pflegen.

Wenn je eine Generation der Gnade bedurfte, dann war und ist es die unsere. Denn wir leben in einer Welt, die in vielen Hinsichten relativ oder absolut gnadenlos ist, die den Menschen einem starren und lieblosen Leistungsschema unterwirft und ihn sich und anderen entfremdet.

Wir haben vergessen, daß unser deutsches Wort „Gnade“ von althochdeutsch „kanâda“ (dieselbe Wurzel wie „nieder“) kommt und „Niederneigung“ bedeutet (ebenso wie das griechische *χαρις* ursprünglich Zuneigung meint).

Das von Luther vielfach mit „Erbarmen, Barmherzigkeit“ übersetzte hebräische *rachamim* bedeutet ursprünglich wahrscheinlich denjenigen Akt, durch den ein Vater sein neugeborenes Kind im rechtlichen und psychologischen Sinne als sein Kind anerkennt (wohl deswegen steht es im AT – mit der einen Ausnahme von Jes. 49, 15 – immer nur mit einem maskulinen Subjekt!).

Wenn wir von Gottes Gnade predigen, dann meinen wir damit kein religiöses Prinzip, sondern diejenige Haltung Gottes uns gegenüber, die Er uns im Evangelium erschlossen hat. Das Neue Testament geht mit gutem Recht so weit, daß es Gottes Gnade in Jesus Christus personifiziert und vom eingeborenen Sohn des Vaters sagt, daß er „voller Gnade und Wahrheit“ gewesen sei.

Die Gnadenpredigt ist darum – ebenso oder gar noch mehr als die Gerichtspredigt – eine Frage nach unserer Christologie.

Ein moderner ethizistischer Aktivismus wird zwar vieles über Jesus von Nazareth und sein vorbildliches Verhalten gegenüber den Außenstehenden seiner Zeit zu sagen wissen. Aber er wird mit alledem nicht unmißverständlich deutlich machen können, warum gerade Jesus das einzig denkbare Vorbild für mitmenschliches Tun sein soll. Und selbst, wenn er das könnte, befände er sich mit dieser Fragestellung immer noch an der äußersten Oberfläche des Problems, um das es uns hier geht.

Urchristenheit und Reformation haben von und mit der Botschaft gelebt, daß in der Gestalt des Jesus Christus die göttliche Gnade ein für

allemaal den Menschen erschienen sei. Daß es keinen Sinn habe, außer und neben dieser Gestalt nach wahrer Gnade zu suchen. Luther sah die größte Majestät des biblischen Gottes darin, daß er – im Sinne des Christushymnus von Phil. 2 – sich all seiner Höhe und Herrlichkeit begeben kann, um uns nahezukommen. Er nannte dieses Geschehen gerne Gottes Kondeszendenz gegenüber dem verlorenen Menschen.

Davon gilt es heute zu reden, nicht primär von unseren kirchlichen und menschlichen Aktivitäten, an denen es dann wahrlich auch nicht fehlen soll. Der rechte Glaube tut nach Luther Werke „wie ein Betrunkener oder Träumender“. Man muß ihn gar nicht erst dazu überreden und antreiben.

Die Erneuerung der Kirche hat noch nie mit einem gesteigerten Maß an menschlicher *activitas* begonnen. Sie begann immer dort, wo Menschen von Gottes Gericht getroffen wurden und nach Seiner Gnade schrien. Sie beginnt auch für uns dort, wo wir die Flucht ins Engagement aufgeben und uns Gott wieder stellen. Sie beginnt dort, wo wir neu die Buße – und das Staunen über Gottes Wundertat lernen, durch die Er uns nahegekommen ist.

Was bedeutet das alles für unsere Predigt und für unseren Unterricht? Wir kennen die Parolen, die heute unter uns verbreitet werden und die uns „völlig neue Wege“ suggerieren wollen – Wege, die bei genauem Hinsehen uralte Irrwege sind. Wir haben Angst, den modernen Menschen zu verfehlen und muten ihm deswegen das alte Wort der Bibel nicht mehr unverstellt zu. Aber gerade damit verfehlen wir ihn erst recht. Wir entschuldigen uns fast, Worte des Gerichtes zu predigen, weil wir fürchten, unsere Kirchen könnten dann noch leerer werden als sie es ohnehin schon sind. Und gerade deswegen werden sie immer leerer.

Wir haben in der modernen Pädagogik viel Gutes gelernt, wie man junge Menschen richtig erzieht – nicht für eine vergangene Welt, sondern für die Welt, in der sie einmal zu leben haben. Auch die neuere Religionspädagogik hat daraus wertvolle Hilfen gewonnen. Inzwischen verlangt man jedoch von der Kirche, daß sie ihren Unterricht im Sinne modern-säkularer Informations-Theorien aufziehe, d. h. den Schüler über Sachverhalte informiere. Vielleicht kommt eines Tages auch in unseren Ländern ein sog. „religionskundlicher oder -wissenschaftlicher“ Unterricht anstelle der bisherigen christlichen Unterweisung.

Indem wir solchen Tendenzen nachgeben, gehen wir selbst hinter die

sicheren Ergebnisse der modernen Forschung an der Bibel zurück, die uns für immer gezeigt hat, daß die Bibel Alten und Neuen Testaments kein neutral-berichtendes Historienbuch aus der Antike ist, sondern eine durchgehende An-Rede Gottes an Sein Volk, Seine Kirche, ja an alle Menschen.

Über Gericht und Gnade läßt sich aber per definitionem nicht „neutral“ reden. Beide können unmöglich „versachlicht“ werden. Denn sie betreffen nie und nimmer „Sachen“. Sie sagen uns, daß unser gottloses Menschsein unter Gottes Gericht steht – und doch zugleich durch das Evangelium diesem Gericht entnommen werden soll. Niemand wird bestreiten wollen, daß man sich als Christ die Bibel auch wissenschaftlich aneignen kann, vielleicht sogar muß. Der Glaube kommt so wenig aus dem bloßen Wissen wie er ihm von Hause aus entgegensteht. Er kommt nach paulinisch-lutherischer Überzeugung aus der Predigt, d. h. aus dem Hören des Wortes Gottes. Es ist Gottes entscheidende Frage an uns heute, ob wir bereit sind, Seinem Wort zuzutrauen, daß es durch unsere Verkündigung in der Predigt und durch unseren Unterricht an jungen Christen hindurch sich selber als Gerichts- und als Gnadenwort Raum schaffen kann.

Die Zukunft der Kirchen wird nicht davon abhängen, wie weit sie keuchend hinter allen modernen Entwicklungen herlaufen, um ja nichts Aktuelles zu versäumen, sondern wie weit sie es wagen werden, dem Wort vom Kreuz, durch das Gott uns unter Sein heiliges Gericht stellt, ebenso zu vertrauen, wie an jenes Wort zu glauben, das uns sagt, daß uns der Vater den Sohn gesandt hat, damit wir leben sollen. In der Kirche darf und mag sich vieles ändern. Wenn wir nur diese beiden Worte in ihrer unterschiedenen Einheit niemals verlieren. Sie enthalten das Beste, was Gott uns hat sagen lassen!

Referat auf der 4. Theologischen Rüsttagung der Martin Luther-Verbände (Süd) am 4. November 1971 im „Haus der Kirche“ auf dem Liebfrauenberg/Elsaß.

Ein Prediger muß dessen gewiß sein, daß Gott aus seinem Munde spricht. Sonst ist's Zeit, daß er schweige. Martin Luther